

gegangen, und Sanche war ausnahmsweise zu Hause geblieben. Navarette hatte sich, um ein Alleinsein mit ihm zu vermeiden, in ihr Zimmer zurückgezogen.

„Komm herunter“, rief er, „ich habe mit dir zu sprechen. Ich sehe ein, daß ich ein erbärmlicher Feigling bin, wenn ich schweigend dulde, daß du, die ich liebe, von ihr gequält wirst. Ich muß aus dem Hause. Ich habe vor mir selbst Furcht, wenn ich das alte Skelett sehe, und wenn ich daran denke, daß es nur eines Fußtrittes bedarf, um sie in die Hölle zu schicken, wohin sie schon lange gehört.“

„Sanche“, schrie das junge Mädchen erschreckt, „du weißt nicht, was du sprichst.“

Vorwurfsvoll blickten ihre Augen ihn an.

„Ja, du hast recht. Ich bin von Sinnen. Meine eigene Schuld ist es, wenn ich auf schlechte Gedanken komme...“

Schweigend, wie an jenem Sommerabende saßen sie einander gegenüber, dann sagte sie mit verschleierter Stimme:

„Du hast recht, Sanche, du mußt aus dem Hause... Hier wirst du schlecht.“

Acht Tage später schiffte er sich nach Amerika ein. Die Auseinandersetzung mit der alten Frau war kurz und leidenschaftlich gewesen.

„Ich bin hier nur Knecht“, hatte er ihr eines Morgens gesagt. „Ich kündige.“

Die Navarine war im ersten Augenblick sprachlos gewesen — ihr zukünftiger Erbe wagte in solchem Tone mit ihr zu sprechen?

„Du bleibst.“

„Ich gehe, weil ich ein freier Mann sein will. Mein Billet nach Amerika ist bereits besorgt.“

Sie glaubte, daß er sie einschüchtern wolle, und versuchte es mit Drohungen.

„Ich werde dich enterben.“

„Dein Geld ... ich pfeife darauf. Hätte ich es nie gesehen!“

Da begriff sie, daß es Ernst war, und begann zu weinen.

„Ich liebe dich, du Undankbarer.“

Er lachte spöttisch auf.

„Ich danke dafür. Du liebst die Kraft meiner Arme, meine unermüdliche Arbeit. Kaufe dir für dein Geld einen anderen!“

Sie warf sich ihm zu Füßen, aber er hob sie in einen Stuhl, sah ihr drohend in die Augen und flüsterte heiser:

„Nicht ein Wort mehr, oder ich weiß nicht, was ich tue...“

Drei Jahre vergingen. Von Zeit zu Zeit

schrieb Sanche an seine kleine Freundin. In Amerika hatte ihm das Glück gelächelt. Er war ein reicher Mann geworden. Vielleicht kehrte er bald zurück.

„Deine Briefe sind die einzige Freude meines Lebens“, schrieb er.

Sanche war auf dem Heimweg nach seinem Dorfe. Schweigend lag alles in der schwülen Mittagsglut, da unterbrachen klagende Glockentöne die Stille.

„Eine Beerdigung“, dachte er und bekreuzigte sich.

Frauen eilten vorüber.

„Wer ist gestorben?“ rief er ihnen zu.

„Die Navarine.“

Sanche blieb wie festgewurzelt stehen. Tot. Seine Frau tot. Navarette hatte ihm in ihrem letzten Briefe geschrieben, daß die Patin sehr schwach würde...

Er schämte sich fast seiner jäh aufwallenden Freude.

„Ich werde für sie beten.“

Er eilte nach dem Kirchhofe, wo die Menge sich bereits zertreute, und warf drei Hände Erde auf das Grab. Dann eilte er beflügelten Schrittes nach seinem Haus. Die Tür war nur angelehnt. Ungestüm riß er sie auf. Aber wie gelähmt blieb er auf der Schwelle stehen. Aus dem Bette mit den grün karierten Vorhängen klang eine bekannte Stimme zu ihm herüber:

„Bist du endlich da, Mann? Der Tod war unser Gast. Eben begraben sie die Kleine.“

Er lehnte sich stumm an den Pfosten.

„... sie war ein gutes Mädchen. Daß du uns vergessen hast, hat sie in den Tod getrieben“, fuhr sie fort, die seine Briefe unterschlagen und Navarettes Antworten selber geschrieben hatte.

Er preßte die Fäuste aufs Herz, als fürchtete er zu ersticken.

Er warf einen leeren Blick um sich und floh hinaus, soweit ihn seine Füße trugen. Müde und abgehetzt kehrte er zurück und aß und trank gierig, was die Alte ihm vortetzte. Navarine konnte weinen, flehen, drohen — kein Wort kam über seine Lippen. Aber abends, wenn die Dämmerung sich neigte und ein kühler Wind die Wipfel der Bäume schüttelte, lag er über dem frischen Grabe und versuchte mit den Händen die Erde wegzuscharren. Und rief traurig in die sinkende Nacht: „Navarette ... Navarette ...“